

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänседоктор.

257

Humoristische Novelle von D. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu; auch die Wiener rüsteten zur Abreise und warteten bloß noch Ediths Hochzeit ab, die Mitte September stattfinden sollte. Nun rückte endlich Frau Emma mit ihrer Bitte heraus, Mariechen für ein Jahr mitnehmen zu dürfen; Kienholz ließ sich nicht lange bitten, sondern gab bald seine Erlaubnis, aber Frau Betti hatte viel Bedenken.

Zuerst einmal würde sie die Tochter stark vermissen und dann, meinte sie, sei das Mädchen noch so jung, allen neuen Eindrücken so zugänglich, wer weiß, wie alles auf sie wirken würde. Vielleicht würde sie ihre Einfachheit verlieren und mit einem Herzen voll Sehnsucht nach unerreichbaren Dingen zurückkommen — kurz, Frau Betti machte alle jene Einwendungen, die eine liebende Mutter macht, wenn sie ihr Kind von sich geben soll.

Freilich war auch sie nicht blind gegen die Vorteile, die Mimi aus dem Aufenthalt bei der Tante erwachsen würden; man hatte sich ja immer mit dem Gedanken getragen, sie zu irgend welchen, in einer größeren Stadt wohnenden Verwandten zu geben, damit sie in Gesellschaft käme und etwas vom Leben kennen lerne, aber man hatte das für spätere Zeit verschoben und Emmas Antrag kam Frau Kienholz verfrüht.

Aber schließlich ergab auch sie sich darein, weil sie sah, daß ihr Töchterlein gerne ging; überdies war ihr bei den häufigen Unterredungen mit Mimi eine Ahnung davon aufgedämmert, was in dem jungen Herzen vorlag; es erfüllte sie dies teils mit Freude, teils mit Sorge, aber sie sagte sich, daß man in solchen Dingen Gott die Führung überlassen müsse. Die menschliche Berechnung werde ja doch immer zuschanden, das hatte man jetzt wieder bei Edith gesehen.

Also ward im Räte der Familie beschlossen, Mariechen ziehen zu lassen. Dem jungen Mädchen war eigentümlich zumute; einmal war sie voll erwartender Freude wie ein Kind vor Weihnachten, dann wieder schloß sie im Voraus das Heimweh, das sie später überfallen würde; und weil sie es vor ihren Angehörigen nicht zeigen wollte, so schlich sie hinaus zu Pluto und weinte in sein zottiges Fell hinein, oder ging in den Stall und tätschelte mit ihren weichen, kleinen Händen die Kühe und Pferde; und einmal, als ihr beim Ordnen in ihren Schränken die liebe alte Puppe zu Gesicht kam, da küßte sie dieselbe unter Tränen, ehe sie sie behutsam in die Schachtel zurücklegte.

Die Tage bis zu Ediths Hochzeit und Emmas Abreise vergingen schnell, denn es gab viel Arbeit im Hause; Mimi mußte ein wenig ausgestattet werden, das ließ sich Frau Kienholz nicht nehmen, trotzdem Emma sagte, Mimis Wäsche und Kleider genügten ganz und gar und für alle Fälle gäbe es ja auch in Wien Mädeln und Zwirn. Es ward darauf losgestrichelt, als ob zwei Bräute im Haus wären, und die zwei Mädchen schlossen sich auch so innig aneinander, als ob sie im gleichen Fall wären.

Ein wenig Ähnlichkeit war ja da, das ließ sich nicht leugnen; in beider Leben ging eine gewaltige Veränderung vor, und wenn Ediths Schritt ein so viel größerer und ernstere war, so war sie auch um so viel älter als die kleine Cousine, und ferner war das, was Edith zur Schau

getragen durfte, ja auch in Mimis Herz emporgeblüht: die Liebe.

Und so verstanden sie einander sehr gut und waren in diesen letzten Wochen wie Schwestern geworden. Liebhardt, der jeden Abend kam, hatte mit seiner behaglichen Art auch schnell aller Herzen gewonnen und Frau Kienholz freute sich jetzt, daß sie Edith in erreichbarer Nähe haben würde, wenn Mariechen fort war; dies junge Paar besaß ihre vollste Sympathie.

Frau Amalie hatte in Grünlinde eine Wohnung gesucht und gefunden und war nun abgereist, um die Möbel aus ihrem bisherigen Wohnort herbeizuschaffen. Das war in kurzer Zeit bewerkstelligt und nun ging es an ein doppeltes Einrichten in Grünlinde, für das junge Paar und für die Mama. Die Kienholzen taten selbstverständlich wacker mit und die Arbeit half über alle wehen Trennungsgefühle hinweg.

Man war mit knapper Mühe fertig, als Ediths Hochzeitstag kam; die Hochzeit wurde ganz still gefeiert, worüber Fritzchen untröstlich war; er hatte die schönsten Pläne für diesen Tag entworfen, und nun waren sie alle zunichte geworden.

Das junge Paar trat eine kurze Reise an, und während dieser Zeit rüstete Frau Emma zum Ausbruch; sie wollte es so einrichten, daß sie gerade an dem Tage abreiste, an dem Edith und ihr Gemahl heimkehren sollten, damit Kienholzens doch gleich nach dem Abschiedsweh wieder eine Wiedersehensfreude haben sollten. Diese letzte Woche war recht traurig; nicht nur den Eltern, auch den Geschwistern ging es nahe, daß Mariechen auf ein Jahr fort sollte.

„Ein ganzes Jahr?“ sagte Fritz einmal; „da wird's Herbst und Winter und Frühling und wieder Sommer, das ist ja schrecklich lang.“

Mariechen nickte nur; sie getraute sich nicht zu sprechen, wußte sie doch, daß sie das Weinen nicht würde zurückhalten können.

„Aber Weihnachten, Mimi, wirst du Weihnachten auch nicht da sein?“ fragte Fritz weiter; „wenn der Baum angezündet und wir die Sachen kriegen und Mama mit uns „Stille Nacht“ singt?“

Nun aber legte Mimi ihren Kopf auf die Schulter der Mutter und weinte bitterlich; die Mutter weinte mit und allen andern wurden die Augen feucht.

„Aber Mimi,“ sagte Emma beruhigend, „du kannst ja doch jeden Tag zurückfahren, wenn dir bang ist; zum Militär bist du ja nicht behalten.“

„Na, ich glaub's wohl auch,“ meinte Kienholz. „Schöne Geschichte das, wenn eins heult, weiß's zu seinem Vergnügen fortfährt. Schäm dich ein bißchen! Wie dann, wenn du Soldat wärst? Der muß auch fort von Vater und Mutter und hat keine Tante, die ihn streichelt, ihn auf den Ball und ins Theater führt und wie ein Zuckerpüppchen behandelt. Möchtest du nicht ein wenig tapfer sein und der Mama das Herz nicht schwer machen? Tante wird auch nicht erbaut sein, wenn du tust, als ob's in die Gefangenschaft ginge.“

Mimi trocknete ihre Tränen. „Sei nicht böse, Tanten,“ bat sie, „du weißt's ja, ich gehe gern mit, es ist nur, weil Fritz von Weihnachten gesprochen hat.“

„O ja, weil es die Heimat ist,“ wiederholte er nachdrücklich; „die Heimat ist immer schön, immer am schönsten auf der ganzen Welt; man ist ja ein Stück von ihr und man liebt sie, wie man sich selber liebt. Darum aber darf man doch ein offenes Auge haben für die Schönheit des fremden Landes. Kennen Sie das schöne Gedicht von Seidl: An mein Vaterland?“

Sie verneinte stumm und er sprach es ihr halblaut vor. Und als die Schlusstrophe

Und was ich in der Fremde
Geseh'n, gefühlt, erkannt,
Ist nur ein gold'ner Reifen
Um deinen Diamant

verklungen war, da rang sich ein Laut von Mimis Lippen, halb Seufzer, halb Zauchzen. Wenn sie jemand gefragt hätte, was das gewesen sei, dann hätte sie wie der eiserne Heinrich im Märchen sagen müssen: es ist ein Band in meinem Herzen.

Denn wie eine eiserne Fessel hatte in der Tat ein seltsames Gefühl ihr Herz bedrückt, ein heimliches, halb unbewusstes Wehren gegen den Zauber, den die sonnige Kaiserstadt, das Leben und die Menschen darin auf sie ausübten: es war ihr immer wie ein Unrecht gegen die Heimat erschienen. Und die Worte des Gedichtes waren eine Befreiung aus dem Bann gewesen; sie fühlte, daß dies für alle Zukunft die Zauberformel sein werde, die jeden ähnlichen Zwiespalt in ihre Seele lösen mußte. Leise wiederholte sie die Strophe und reichte dankend Heinrich die Hand. (Fortsetzung folgt.)

Es ist nichts so fein gesponnen.

Von Käthe Lubowski. (Tante Käthe.)

(Nachdruck verboten.)

„Der Herr Lehrer hat uns gestern in der Religionsstunde gesagt, daß der liebe Gott alles weiß und alles ans Licht bringt! Ist das denn auch wirklich wahr, Mutter?“ fragte der blasse, zwölfjährige Karl Kunert die vergräunte Frau, die eifrig im Halbdunkel nähte.

„Der Lehrer wird wohl recht haben, mein Kind. Man darf dies nur nicht immer sofort verlangen.“ — Der Knabe dachte ein Weichen nach. Dann begann er von neuem:

„Also werden wir auch noch erfahren, wer den feinen großen Kuchen genommen hat, nicht wahr?“

Die fleißige Frau weinte plötzlich bitterlich. Sie glaubte das schwere Leid überwunden zu haben, und nun schmerzte die alte Wunde wie vordem. Es war eine traurige Geschichte, die Karl mit seinen Fragen in ihr Gedächtnis zurückgerufen hatte.

Frau Kunert war seit zehn Monaten Witwe. Seitdem war der kleine saubere Baden in dem Meister Kunert, trotz Husten und Brustschmerzen, jederzeit mit freudiger Bereitwilligkeit alte Schuhe und abgetragene Pantoffeln wieder zurechtgerückt, geschlossen und die beiden Hinterliebenden mußten, so gut es gehen wollte, ihr tägliches Brot allein verdienen. Frau Kunert fand in der Hofkonditorei des Herrn Wilhelm eine Stelle als Aufwarterin, die ihr neben reichlichem Verdienst manch gefülltes Töpfchen einbrachte.

Vor zwei Wochen war ihr dieser Dienst plötzlich gekündigt worden. Warum denn? War sie etwa, verwöhnt durch die Güte, nachlässig geworden? O nein! Ein böser Verdacht, der auch ihr einziges Kind traf, nahm ihr das sichere Brot. Und das war so gekommen: Jeden Sonnabend um 1 Uhr kam Karl mit einem Körbchen in die Wilhelmische Küche, um alles das heimzubringen, was der Mutter und ihm Frau Hofkonditors Freundlichkeit zugebacht hatte. Zu dieser Zeit standen eine Menge fertiger und halbfertiger Torten in dem großen hellen Raum, den Frau Kunert säuberte. Diese waren während der Mittagszeit, in der Wilhelmis ein Schläfchen hielten, ihrer besonderen Obhut anempfohlen worden. Auch an dem letzten Sonnabend, den die beiden in der Konditorei sein durften, gab es eine Menge hübscher Kunstwerke aus Teig, Zucker und Marzipan zu bewundern. Frau Wilhelm lachte herzlich über Karls Niesentorb, den er heute, statt des kleinen, dessen Boden reparaturbedürftig geworden war, am Arm hatte. Sie schenkte ihm allerhand Abfälle und Kuchenstückchen, ehe sie sich zurückzog und Frau Kunert nochmals ermahnte, recht aufzupassen, damit dem Stolz der süßen Kunst nur nichts geschah. Dieser Stolz bestand aus einer herrlichen Torte, deren Deckblatt der Hofkonditor

eigenhändig entworfen hatte. Sie war ein Geschenk des Unteroffiziers eines Artillerie-Regiments zu ihres Vaters meisters 50jährigem Dienstjubiläum. Ihre Fertigstellung hatte drei Tage Zeit in Anspruch genommen. Dafür waren nun aber auch die Pferde und Kanonen so lebensfrisch und schön, daß Karl wiederholt ausrief:

„Ach, die möchte ich wohl haben!“ Er bewunderte sie so laut und anhaltend, daß seine Mutter Herrschaft später, als er längst daheim und das Verschwinden der schönen Jubiläumstorte kein Geheimnis mehr war, meinte, er und kein anderer habe sie in dem eigens für diese Zwecke mitgebrachten großen Korb entwendet. Da gab es natürlich Unschuldsbeteuerungen und Tränen genug. Herr Wilhelm hatte den blassen, entsezten Knaben streng verhört, ohne etwas anderes von ihm zu hören, als: „Ich bin es wirklich nicht gewesen. Stehlen ist doch eine schwere Sünde.“ — Trostdem glaubten Wilhelmis nicht an seine Unschuld. Von einer Anzeige bei der Polizei sahen Wilhelmis ab, nachdem sich Frau Kunert verpflichtet hatte, niemals wieder ihr Haus zu betreten.

Seit diesem Tage war es in dem dunklen Hinterstübchen überhaupt nicht mehr hell geworden. Was half es, daß Mutter und Sohn sich unschuldig wußten. Fremde Menschen hielten sie für unehrlich, und das war hart genug, um ihren Tagen die Arbeitsfreudigkeit und ihren Nächten den erquickenden Schlaf zu rauben.

Mit hellem Sonnenglanz war der erste Sonntag des August herausgezogen. Früher hatten die beiden an jedem Festtag einen Spaziergang zu ihrem lieben Toten und von dort in den nahen Buchenwald gemacht. Heute sahen sie daheim und hatten ein Buch in den Händen. Aber die Seiten blieben ungelesen, und ihre Tränen floßen reichlich.

Die goldene Sonne, die in die Hofwohnung hineinsah, war längst verschwunden. Es war dümmrig geworden, als es heftig an die Tür pochte. . . . Zwei Menschen traten über die Schwelle, deren Gesichter erst zu erkennen waren, nachdem Frau Kunert die kleine Lampe angezündet. Dann aber tönte ein zweistimmiger Schrei durch das Stübchen. Es war der Hofkonditor Wilhelmis mit seiner Frau. . . . Frau Wilhelmis nahm ganz leise die Hände von den Augen der Weinenden und sagte weich:

„Wir kommen, um Sie recht herzlich für den gehabten Verdacht um Verzeihung zu bitten. Der Dieb ist nämlich gefunden.“

Das war ein allzu jäher Umschlag von der Dunkelheit in das Licht. Frau Kunert konnte nicht an so viel Glück glauben. Da begann Herr Wilhelmis mit der ausführlichen Erklärung.

Fritz, unser kleiner Lausbursche, dessen weiße Mühe das Entzücken Ihres Karl war, hat heute seinen Ausgang. So war eine beschauliche Ruhe um uns. Unser Mittagschläfchen mag darum wohl ein wenig länger gedauert haben. Jedenfalls weckte mich nicht der helle Schlag der Uhr, sondern ein anhaltendes schrilles Läuten. Ein Dienstmann hat mich, im Namen der Eltern des Lausburschen Fritz gleich einmal hinzukommen, da ihr Sohn mir etwas zu sagen habe, bevor er sterbe. Ich verstand das natürlich nicht. Fritz hatte uns sehr vergnügt verlassen, und sein frisches rotes Gesicht hatte mir noch viel Spaß gemacht. Trostdem ging ich zu ihm. Ich fand zwar keinen Sterbenden, wohl aber einen Schwerverletzten, der beim Aufspringen auf die elektrische Bahn gefallen und besinnungslos heimgebracht war. Können Sie sich denken, was er zu berichten hatte? Es ist gar nicht schwer zu erraten. Er entwendete die Torte und verkaufte sie, um sich ein paar lustige Sonntage zu machen. In seiner Todesangst konnte er das Geheimnis aber nicht länger mit sich herumtragen. Er läßt auch Sie um Verzeihung bitten.“

Frau Kunert weinte immer noch leise vor sich hin. Da nahm Frau Wilhelmis ihre Hand und bat:

„Morgen kommen Sie wieder zu uns. Aber nicht in Ihre bisherige Stellung, sondern als Verkäuferin.“

„Und du, Karl, kannst nach der Entseignung bei mir lernen, wie man Semmeln macht und Torten zaubert,“ sagte der Hofkonditor gütig. Dann schieden sie.

Mutter und Sohn aber dankten dem lieben Gott von ganzem Herzen, und Karl jubelte mit gefalteten Händen:

„Der Herr Lehrer hat wirklich recht gehabt.“

Und die glückliche zitternde Frau setzte hinzu:

„Es ist nichts so fein gesponnen,
Gottes Hand bringt's an die Sonnen!“

„Daß gut sein, Meiner,“ sagte die Tante, „bis Weis-
nachten ist noch weit, da überlegen wir's uns noch, ob
du nach Hause kommen oder lieber eine große Kiste mit
wunderschönen Sachen schicken willst, die wir sorgfältig
auswählen, nachdem wir wochenlang alle Schaufenster
in Wien studiert haben werden. Du, dieses Wählen, das
ist eine Freude!“

Mimi seufzte noch etwas tief auf, dann lächelte sie
wieder. Tante Emma aber fuhr fort: „Weißt du, das
ist so hübsch, wenn man so viele tausend Sachen sieht und
bei allem denkt: Das möchte ich der Mama kaufen und
das würde dem Papa gefallen, und das könnte dem Wal-
demar und das dem Fritz Freude machen . . .“

„Ein Malkasten!“ schrie Fritz darein. „Du, wenn
du einen Malkasten siehst, einen großen, schönen, dann
denk' an mich! Aber ordentliche Farben müssen drin sein,
nicht solche, wie in meinem alten, wo man eine Stunde
mit dem Pinsel häßlich muß, bis man was runterkriegt.“

Fritzchen hatte die wehmütigen Gefühle glücklich be-
seitigt und Gustav ließ es nun nicht mehr dazu kommen,
in lauter hellen Farben malte er Mimi's Leben in
Wien aus.

So kam der Tag der Abreise heran; am Abend vor-
her nahm man sich zusammen und am Morgen war dann
so viel zu tun, daß keine Zeit zu Gefühlsergüssen blieb;
das hatte Emma so eingerichtet und überhaupt hat eine
Abreise am Morgen etwas viel Frischeres und Fröh-
licheres an sich als am Abend. Es gab wohl Tränen in
Menge am Bahnhofe; aber im ganzen ging es glatt ab;
der Morgen war so schön, die Sonne schien so freundlich
und gab der ganzen Gegend ein heiteres Ansehen; das
empfangen die Heimfahrenden ebenso tröstlich wie die
Abreisenden. Ihre Abschiedsgefühle drückte Mimi auf
der langen Eisenbahnfahrt in einer Reihe von Ansichts-
karten aus, die auf jeder größeren Station gekauft und
abgegebenet wurden.

Schließlich überwand sie das Weh und gab sich den
Eindrücken der Reise hin; die wechselnden Bilder der
Landschaft, die sie durchfahren, das anregende Gepolter
Gustavs und der Tante und die Spannung, mit der sie all
dem Neuen und Fremden entgegen sah, das die Zukunft
bringen sollte, nahmen ihre Seele gefangen.

Wie hoch diese Erwartungen auch gespannt waren,
die Wirklichkeit übertraf sie doch; so schön hatte sie sich das
Leben im Hause der Tante nicht vorgestellt, als es wirklich
war. Es war nicht möglich, Heimweh zu bekommen; so
lieb und so freundlich und sonnig war alles im Hause, die
Wohnung und die Menschen. Darum empfand Mimi auch
gar keine Bangigkeit tagsüber; nur wenn sie dann zur
Schlafenszeit sich in ihr Stübchen zurückzog, dann über-
kam sie's, aber da half sie sich mit dem Brieffschreiben.
Sie schrieb den Lieben daheim alles, alles was sie erlebt
und geschaut hatte, und das war ziemlich viel, wenn
man's so genau beschrieb wie sie.

Sie wußte daheim genau, wie es in Tantes Woh-
nung aussah, besonders in Mimi's Stübchen, wie die
Dienstleute waren und Tantes Bekannte, unter denen sie
bald Lieblinge hatte. Am wenigsten gefielen ihr eigent-
lich die jungen Mädchen, an die sie sich naturgemäß hätte
anschließen sollen; der geheimste Grund ihrer Abneigung,
den sie sich kaum selber eingestand, war der, daß sie sich
zu gut mit Gustav unterhielten, aber sie suchte vor sich
selbst nach anderen Gründen. Zunächst kam sie sich albern
neben ihnen vor, und das kränkte sie. Sie war mit Tante
im Theater gewesen und hatte in stiller Andacht den Gang
des Stückes verfolgt; begeistert war sie nach Hause ge-
kommen und hatte ihren Hausgenossen den ganzen nächsten
Tag davon vorgegeschwärmt, es hatte ihr alles einen so
tiefen Eindruck gemacht, das Stück und die Leistungen der
Künstler; und die Tante war mit ihr noch tiefer auf all
die Vorzüge und Schönheiten des Werkes und der Dar-
stellung eingegangen und hatte Mimi's Freude daran er-
höht.

Und da waren am Abend ein paar junge Mädchen
gekommen und sie hatte ihnen in heller Begeisterung von
dem gestrigen Theater erzählt; die aber zogen die Nasen
in die Höhe und fanden überall zu tadeln, am Stück und
an den Künstlern. Das Stück war zu sentimental und die
Künstler entsprachen nicht, der eine schrie zu viel und der
andere war zu steif, die eine war zu weinerlich und die
andere so unmöglich frisiert und dieser und jene hatten

ihre Rollen nicht richtig aufgespielt. Mimi war verblüff-
und kam sich entsetzlich albern vor neben den Mädchen, di-
das tadelten, was sie begeistert hatte; sie blieb auch bei
ganzen Abend schweigsam und niedergeschlagen.

Als die Leute endlich fort waren, sagte sie zu
Tante: „Die Mädchen sind wohl alle sehr Tug, aber ich
möchte nicht so klug sein wie sie; da hat man ja an nichti-
mehr Freude, wenn man alles so kritisiert.“

Die Tante strich ihr über das Haar. „Du mußt das
nicht so nehmen, wie sie's sagen,“ meinte sie lächelnd.
„Das hören sie so in den Gesellschaften zusammen und
sagen es nach, weil es ihnen irgend ein Grassfrosch gesag-
hat, der ihnen gerade ein bißchen den Hof macht und
seinerseits mit seinem reifen Urtheil prunzen will; vielleicht
hat er oder sie das Stück gar nicht gesehen, aber wenn sie
es sehen, gefällt ihnen alles genau so gut wie dir.“

„Aber das ist falsch und frech und anmaßend,“ rief
Mimi empört. „Das ist eine Beleidigung für die Künst-
ler, die doch so viel gelernt haben müssen und sich dann
so verurtheilen lassen müssen von jemand, der nichts ver-
steht oder absichtlich verkennt.“

Die Tante lächelte wieder. „Die Backfische beiderlei
Geschlechts schreiben ja keine Rezensionen und ihr Gericht
ist keineswegs das Weltgericht; die Künstler haben keinen
Grund, der Jugend gram zu sein. Du wirst unsere
Wiener Kinder noch von der enthusiastischen Seite kennen
lernen, warte nur. Du bist eben zufällig auf ein paar
Exemplare geraten, die sich blasiert geben wollen.“

Die Tante hatte recht gehabt wie immer. Mimi lernte
wirklich andere Mädchen kennen, die in glühenden Briefen
die Künstler um einen alten Handschuh baten, was sie auch
wieder nicht begriff. Aber auch solche lernte sie kennen,
die waren wie sie selber: einfach, warm und herzlich.

Etwas jedoch war trotzdem in ihr geblieben von der
Scheu, die ihr jene ersten jungen Damen eingeflößt hatten:
die Furcht, als Provinzlerin bespöttelt zu werden, und
das tat ihrem frischen Wesen einigen Eintrag. Aber auch
das sollte anders werden.

7. Kapitel.

Er war in den ersten Oktobertagen, als Mimi mit
ihren Verwandten und einigen jungen Leuten einen
Ausflug nach Mödling machte; der Tag war herrlich und
Mimi war ganz in staunendes Schweigen versunken über
die entzückenden Bilder, die sich ihr boten. Man war zur
Burg Mödling emporgestiegen, die ihr von unten aus sehr
hoch erschienen war; nun war sie überrascht, daß sie oben
stand, ohne das Steigen eigentlich gemerkt zu haben.
Gustavs Freund, Heinrich, der sich auf diesem Ausfluge
sehr um Mimi bemüht hatte, trat mit ihr zu den Fenster-
öffnungen der Ruine und zeigte ihr, wie man aus jedem
Fenster ein anderes Bild sehe und es einem schwer würde
zu sagen, welches am schönsten sei. Von dem prachtvollen
Herbsthimmel hoben sich die umliegenden Höhen so klar
und scharf ab, daß man meinte, die Adeln der Bäume
darauf zählen zu können; hier sah man best den Hufaren-
tempel schimmern, auf der anderen Seite ragten die trozi-
gen, grauen Felsen der Klause und unten lag die wohl-
gepflegte Promenade, die sammtig grüne Meiereiwiese.

„Wir Wiener sind zu beneiden,“ sagte der junge
Mann, nachdem er Mimi alles erklärt hatte: „eine halbe
Stunde von der Großstadt weg, und wir leben mitten
in einer Landschaft, die alpinen Charakter trägt, und die
alle Reize vereinigt, die man sonst einzeln aufsuchen muß:
Wälder und Wiesen, schroffe Felsen, malerische Ruinen,
und das alles auf bequemen Promenadewegen zu er-
reichen. Ich habe die Alpen durchwandert, habe Schönes
und Getörmiges gesehen, aber deshalb habe ich die
Freude an diesem Zuweil nicht verloren; wir Wiener dür-
fen stolz sein auf die Umgebung unserer Stadt.“

Da wachte in Mimi etwas auf wie schmerzlicher Trost;
es war ihr dies Lob wie ein verstockter Angriff auf ihre
Selbst, wie eine Geringschätzung derselben.

„Bei uns ist es auch schön,“ sagte sie schnell; „anders
schön wie hier, aber doch sehr schön. Am Abend, wenn
die Sonne im Sinken und die Luft so klar ist, daß man
weithin sehen kann, viel weiter als hier, ganz ins Un-
endliche, weil die Berge nicht im Wege stehen — o, das
ist auch schön.“

„Es ist die Heimat,“ sagte er ietle.

„O nein, nicht, weil es die Heimat ist,“ entgegnete sie
und ward trotzig den Kopf zuckend, „weil es schön ist.“

Für die junge Welt

Es wird niemand für unmöglich halten, aus freier Stellung bei geschlossenen Füßen ein Taschentuch vom Erdboden aufzuheben. In freier Stellung kann man eben so leicht den Körper im Gleichgewicht halten. Ganz anders ist es, wenn man sich mit dem Rücken an die Wand stellt und in dieser Stellung ein vor den Füßen liegendes Taschentuch aufzuheben versucht. Es wird dies niemand gelingen, weil beim geringsten Vornübergehen der Schwerpunkt des Körpers seiner bisherigen Unterstüßungsfläche, der Füße, beraubt wird, so daß der Experimentierende unbedingt stolpert, noch bevor er das Taschentuch erreichen kann.

Es steht sich gar manches sehr leicht an, und ist dies doch durchaus nicht. Man nehme ein gekochtes Ei und halte es senkrecht, mit der Spitze nach oben, zwischen den Spitzen der beiden Zeigefinger. Der Nagel des linken Fingers ist dabei nach oben, der des rechten nach unten gekehrt. Nun soll man das Ei herumwenden, so daß dessen Spitze nach unten gekehrt ist. Selbstverständlich darf dabei das Ei nicht herabfallen. Wer es versucht, wird sogleich einsehen, daß zu diesem kleinen Kunststück eine sehr große Geschicklichkeit erforderlich ist.

Meine jungen Freunde, ihr kennt doch alle den Kämpfer? Eure liebe Mutter benutzt ihn, um ihre Woll- und Welsachen gegen Motten zu schützen. Nun, dieser Kämpfer hat die merkwürdige Eigenschaft, sich zu bewegen, wenn man ihn auf Wasser legt. Anderseits ab- haften doch mehrere Kämpferstücke, die man gemeinsam schwimmen läßt, aneinander. Also die schwimmenden Stückerchen verteilen sich nicht, sondern sie bleiben beisammen und führen ihre Bewegungen gemeinsam aus. Natürlich sind die Bewegungen verhältnismäßig gering, dennoch eignet sich der Kämpfer insofern seiner Eigenschaft zu aller- liebsten Experimenten. Nehmen wir einmal eine Schüssel mit Wasser zur Hand. Ein Haufen größerer und kleinerer Kämpferstücke (die größten etwa wie eine Haselnuß) ist ebenfalls bereit. Und nun legen wir auf der Wasserober- fläche eine Krebsfigur. Aus größeren Kämpferstücken bilden wir den kompakten Leib, auch noch den Schwanz, aus kleineren die Beine und Scheren. Wenn wir dann die fertige Figur beobachten, werden wir Bewegungen be- merken, als wolle das Kämpferwesen zu schwimmen be- ginnen. Besonders die dünneren Linien rühren sich, die Beine, Scheren, auch der Schwanz. Natürlich können wir, nachdem der Krebs uns gut gelingen, auch andere Figuren auf dem Wasser legen, und wir werden dasselbe Resultat erleben. Doch soll die Figur nie nur eine dicke, kompakte Masse bilden; eben die dünnen Linien geben ja die stärksten Bewegungen. Nun macht einmal mit diesem weiten kleinen Experiment eine Probe.

Unter einer größeren Schar Kinder ist eines der Bildhauer. Dieser ordnet die andern Spielteilnehmer zu Gruppen an; er schafft auch Einzelfiguren, gibt allen die richtige Stellung und Haltung, damit sie das vorstellen, was er aus ihnen zu schaffen wünscht. Hier ist er drei Mädchen zu einem Reigen vereinigt, dort steht ein Knabe als Napoleon in der bekannten Haltung mit verkrüppelten Armen. Gestalten der Mythologie, Denkmäler, alles mögliche kann nachgeahmt werden. Schließlich geht der Bildhauer „aus dem Atelier“, d. h. er läßt die Spieler selbst. Sofort werden alle Statuen lebendig, sie geben ihren vorgeschriebenen Stellungen auf. Kommt aber der Bildhauer zurück, nimmt jeder seine Stellung wieder ein. Bei hierbei einen Fehler macht, gibt ein Pfand. Dieser aber

*

In einem älteren Werkchen über Wettervorhersagen findet sich die Schilderung eines kurosen Experiments. Danach könnte man jeden Morgen ohne Mühe das bevorstehende Wetter aus seinem Kaffee auslesen. Man wirft in die Mitte der Tasse ein Stück weißen Zucker von der Größe eines weissen Ruß. Nach seiner völligen Auflösung bildet dieser Zucker eine zusammenhängende Masse kleiner Bläschen. Bleibt diese Blasenmenge bis zu einem gewissen Zergehen in der Mitte der Tasse, so deutet dies auf schönes Wetter. Begibt sich hingegen diese Blasenmenge aus ihrer Mitte und löst sich zu beiden der Mitte und dem Rande der Tasse auf, so deutet dies auf veränderliches Wetter. Setzt sich aber die Blasenmenge an den inneren Rand der Tasse und bleibt daselbst bis zu ihrer völligen Auflösung zusammen, so steht baldiger Regen bevor, jedoch kein anhaltender. Zieht sich endlich die Bläschenmasse am inneren Rand der Tasse theilweis hin, so deutet dies auf anhaltenden Regen. Als dem Grund hierfür führt der Verfasser des Büchleins dem Zucker an. Dieser enthalte Kalktheile, welche die Feuchtigkeit der Luft anzögen. Einleuchtend ist ja das Experiment auf diese Weise. Vielleicht hat einer oder der andere unserer jungen Leser Lust, das ebenfalls nicht allzu verlässliche Barometer künftig durch seine — Kaffeetasse zu ersetzen!

Man errichtet aus lose gelegten Holzstücken, die man zum Theil aufrecht gegen einander lehnt, aus gekniffenen fleissen Pappbogen, aus leeren Kartons usw. einen mindestens meterhohen, leichten Turm. Er soll sehr wackelig sein und beim geringsten Anstoß umfallen. Steine oder harte Gegenstände verwende man nicht, sie könnten beim Fall einem Spieler wehethun. Alle Spieltheilnehmer fassen einander an den Händen an und umtanzen unter beliebigem Gesang den Turm. Dabei sucht jeder, seinen Nachbarn gegen den Aufbau zu drängen, damit er ihn umwerfe; sich selbst aber hält man möglichst fern. Wer dem Turm umwirft, darf nicht mehr mittanzen. Der Turm wird wieder aufgebaut, der Tanz von den übrigen Spielern fortgesetzt. Nach jedem Umwerfen wird der Kreis natürlich kleiner. Zuletzt sind nur noch drei, dann zwei Spieler da. Wirft von den letzten beiden einer den Turm um, so ist der allerletzte Spieler Sieger.

Hinaus in die CV.-st. st. stemm (qf. -st. st. : ?) CV.
Hinaus ins Freie, liebe kleine Gesellschaft, denn da ihr
bei diesem Spiel thätig rennen müßt, so ist der Garten,
Hof oder sonst irgend ein großer Platz der beste Ort dafür.
Ihr bildet einen Kreis und saßt euch dabei an den Händen,
doch darf der Kreis nur klein sein. Warum, werdet ihr
bald sehen. Die Maus kniet in der Mitte des Kreises,
einer von euch geht außen herum, und das Abhängen des
Verdrehens:

Der setzt sich hin! bahn . . .

schlägt er bald diesem, bald jenem leicht auf die Schulter. Der Betroffene muß schnell die Hände des Nachbarn loslassen, also die Feinde befreien, und die Maus muß in der stehenden Stellung die freigewordenen Hände zu fassen suchen. Gelangt dies, so tritt sich der also Gefangene neben die Maus und blüht ihr „haken“, d. h. haften. War die Maus aber umgehört, so schließt sich der Betroffene dem außen herumstehenden Mitspieler an. Auf weissen Seite zulezt die letzte Zahl von acht ist, der eröffnet ein Gefangen auf die andere Partei und kann sich so noch einige Gefangene erobern, doch darf keiner mehr gefangen werden, der einen Baum, Haus, Tisch, eine Bank, Mauer oder sonst einen festen Gegenstand erreicht und berührt hat. Wer am Schluss dieses Spiels die größte Gefangenenzahl hat, der ist Sieger.